

Das Loch im Tobel

Autor(en): **Salathé, André / Strasser, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Beiträge zur Geschichte**

Band (Jahr): **152 (2015)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-585110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

André Salathé, Walter Strasser

Das Loch im Tobel

Ein Tobel ist ein Tobel. V-förmig, tief, lang, düster und feucht. Und schrecklich anziehend. Man will dort hin – und dann sofort wieder weg. Es mag in welche Himmelsrichtung auch immer verlaufen: sonnig ist es nie. Obwohl man den Himmel doch immer erahnt. Mitunter ist es sogar lauschig, das Tobel; aber dann ist es gleich wieder steil und wild.

Ein Loch ist ein Loch. In jedem Fall furchterregend und faszinierend. Ob es nach oben abgeht oder horizontal oder nach unten: man muss hineinsehen – und sieht doch fast nichts. Hört nur immer etwas: ein Fauchen – das Ungeheuer, ein Buuh-en – der Bölimaa, ein Stöhnen – der Missetäter.

Wo das Loch im Tobel liegt, bleibt die Faszination weg – denn das ist zu viel.

Das Loch wurde 1811 nach Tobel verlegt. Damals fiel die Komturei dem jungen, armen Kanton in den Schoss – wie vom Himmel her kommend. Vorher befand sich das Loch in Frauenfeld: im Schloss. Der Kanton nahm das Geschenk mit Handkuss; endlich besass er ein Finanzvermögen: Gebäulichkeiten, Ländereien. So dass Finanzkommission und Justiz- und Polizeikommission frohlockten. Weil damals das Finanzloch gross – zu gross – und das Strafloch klein – zu klein – war. Und von Jahr zu Jahr grösser bzw. kleiner wurden. Denn die 1803 gegründete «Polizeywache» ortete immer mehr Missetäter und brachte sie ein. Wird man nur erst einmal darauf aufmerksam, so gewahrt man immer mehr, die ins Loch gehören, verwahrt werden müssen: Vagabunden, Deserteure, Huren, Hehler, Diebe, Faule, Arme, Tolle. Also ab nach Tobel mit ihnen!

Was hier folgt, beschreibt Verena Rothenbühler in ihrem Beitrag. Was voranging Markus Brühlmeier. Wie es nach 1973 weiterging der Rest dieser Einleitung:

Anfang der 1960er-Jahre veränderte sich die Welt wieder einmal grundlegend; 1968 kulminierte der Prozess. Jetzt stand vieles in Frage: auch die Psychiat-

rie, auch der Strafvollzug, auch die Schulen. Auch im Thurgau: in Münsterlingen, in Kalchrain. Auch in Tobel. Doch lagen hier die Dinge anders als dort: Denn als man endlich offenen Auges in das Loch hineinsah, war man schockiert – und hob die Anstalt kurzerhand auf; zu reformieren gab es da nichts mehr. Nur noch abzubrechen, was man – aus welchen Gründen auch immer, wahrscheinlich aus Scham – bald einmal tat. Was aus den Augen ist, ist aus dem Sinn ...

Die Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen wurde reformiert und wechselte dabei von der «anderen», von der «Seeseite», auf diese Seite: Es wurden Tore geöffnet und Wege angelegt, bestehende Häuser renoviert und neue Häuser gebaut, auch ein Gemeinschaftszentrum. In Kalchrain etwas Ähnliches. Und plötzlich waren die Euphemismen weg.

Nicht so in Tobel. Weil wegen der Aufhebung der Anstalt keine Reform mehr vonstatten ging, blieb das negative Bild vom Ort, das sich bis dahin eingepägt hatte, in den Thurgauer Köpfen hängen: feucht, kalt, dunkel – ein für allemal ein Unort. Abgesehen davon, dass ein Tobel ein Tobel bleibt, da ist kaum etwas dagegen zu machen.

Was war mit einem solchen Ort anzufangen? Denn es gab ihn ja trotzdem! Und es gab Gebäulichkeiten dort, darunter sogar einen Bagnato-Bau – wenn auch nicht den besten!

Was etwas abwarf – dem nahm man sich zuerst an: der Domäne. Man erstellte ein Gesamtkonzept der Domänen und Gutsbetriebe im Thurgau und siedelte den Gutsbetrieb in Tobel in die «Untere Mühle» um (1983–1984), zumal am bisherigen Standort vor den Toren der Strafanstalt rechtzeitig eine Scheue abgebrannt war.

Damit standen die Gebäude der historischen Anlage allein und verlassen im Tobel. Ein Schandfleck. Also, wie gesagt, Abbruch dreier Trakte – als ob man nichts Dringenderes zu tun gehabt hätte.

1978 wurde das Dornröschen wachgeküsst. Allerdings in Ittingen, nicht in Tobel. Der Märchenprinz hiess Felix,

und dementsprechend ging es dort jetzt zu und her. «Erhalten und beleben» hiess das Motto, und so ward das Märchenkloster nach und nach zugänglich und bekannt: kantonal, national, international. Viel Innovation, viel Restaurierung – und nicht ganz ohne restaurative Züge: z. B. der Wiederaufbau von Mönchszellen.

Dank kantonalen Finanzspritzen zweifellos ein Erfolg. Vermutlich, weil sich die Verantwortlichen um Felix mit dem Ort vertieft auseinandersetzen, und zwar mit allen Phasen seiner Geschichte. Das alles sollte sichtbar, erlebbar bleiben.

Man neigt dazu, Erfolge übertragen zu wollen; daran zu glauben, was hier gelungen sei, gelinge auch dort; das ist menschlich. Doch nur weil ein bereits bestehendes Kunstmuseum des Kantons in der Kartause eine neue Bleibe gefunden hat, findet ein neu zu gründendes Museum für Bauern- und Dorfkultur seinen Ort noch lange nicht in einer ehemaligen Komturei, auch wenn man die Strafanstaltszeit noch so verdrängt und die Komtureizeit noch so restaurieren will – zum Beispiel, indem man den abgerissenen Flügel im Sinne des 18. Jahrhunderts wieder errichten möchte. Mag sein, dass der Thurgauer Schlag konservative Züge zeigt, aber keine restaurativen. Denn echte Tradition stellt nicht wieder her, sondern erhält, was ist, und entwickelt es weiter.

In Tobel hätte das eigentlich nur der Wirtschaftsbetrieb sein können, der die Komturei wie die Strafanstalt stark geprägt hatte, aber just den hatte man, wie erwähnt, unterdessen als etwas eigenes zu sehen begonnen – und verlegt ...

Also – wie in Ittingen das Kunstmuseum – in Tobel ein Museum für Bauern- und Dorfkultur! Doch scheitert die Absicht im landwirtschaftlich geprägten Thurgau deutlich (1991): Die Bauern wollen nicht musealisiert, sondern mit ihren aktuellen Anliegen erstgenommen werden; und der Rest der Gesellschaft verbindet mit dem Begriff Tobel eben nicht die Komturei als Wirtschaftsbetrieb, sondern den peinlichen Unort. Hat man dieses Loch nicht eben geschlossen?

Nun leckt man sich in den Frauenfeldern Sitzungszimmern die Wunden und weiss nicht recht, warum sie einem beigebracht worden sind. Dass man vergessen hatte, zur Gefängniszeit des Orts zu stehen und sie vielleicht sogar zum tragenden Element eines Projekts zu machen, fällt niemandem ein – im Grunde bis heute nicht. Vielleicht ändert sich das jetzt mit diesem Buch.

Stattdessen probiert man dies und erwägt jenes. Doch immer «scheitert» es. Oft am Geld. Zuweilen auch an der Denkmalpflege, die Bedenken trägt; weniger, weil sie zu diesem Zeitpunkt schon fände, auch die Gefängniszeit sei bedeutend, sondern weil sie der Meinung ist, der Ort an und für sich sei schützenswert. Das ist ihre Aufgabe. Und die Tatsache, dass man laufend das eine Projekt durch das nächste ersetzt, deutet ja auch nicht gerade darauf hin, die zündende Idee sei schon da. Also gibt man seine Zustimmung für dies und jenes besser noch nicht.

Die Standortgemeinde könnte das Ding für nur 1,5 Millionen Franken bekommen (1997), will es nach einem Ammannwechsel dann aber doch nicht (2001).

Man ist und bleibt ratlos – und ist am Ende sogar bereit, es zuzugeben und mittels Zeitungsinserat die Bevölkerung zu motivieren, Ideen einzureichen (2002).

Deren zwanzig gehen ein und werden begutachtet. Das Rennen macht «Komturei Tobel – wo Generationen sich finden». Da wäre ein nicht unwichtiges Moment da: die Tradition, das Generationenübergreifende, das ja auch im 800-jährigen Ort selber steckt. Doch ist auch der Begriff der Komturei da, der immer noch ausblendet, was unschön scheint (aber sichtbar noch da ist): die Gefängniszeit. So ist die Bezeichnung als Unort nicht zu tilgen.

Immerhin: Ein Verein wird gegründet, der dem Motto zum Durchbruch verhelfen und es umsetzen soll (2004). Und ein Jahr später sogar die Stiftung Komturei Tobel – ohne dass man den Verein auflöste. Mit 98 zu 15 Stimmen überträgt der Grosse Rat des Kantons die Liegenschaften in Tobel der Stiftung und schießt als Startkapital zusätzlich 2,9 Millionen Franken ein – sei

es, weil man tatsächlich an ein Gelingen glaubt, sei es, um vom Kanton aus ein Problem loszuwerden.

Das wäre rein rechtlich gesehen jetzt der Fall. Die Stiftung ist unabhängig. Freilich bleibt sie über ihr Personal mit der Politik vielfach verbunden; das liegt in der Sache. Aber zunächst scheint das Ganze ja auf Kurs, eine Bank will das Projekt – welches eigentlich? – finanzieren: mit 11,7 Millionen Franken. Bis sie kalte Füsse bekommt und die Zusage zurücknimmt (2008).

Jetzt gehen die Wellen hoch und der Präsident des Vereins kritisiert den Stiftungsrat (dem er nicht angehört). Und als sein eigener Vereinsvorstand neu gewählt wird, bleibt der Präsident der Stiftung (der bis anhin mit im Gremium sass) auf der Strecke. So geht es, wenn Probleme auftauchen und Verantwortung zu tragen ist: Man tritt rechtzeitig aus oder wird unzeitig ausgetreten.

Im Grossen Rat wird – vom Präsidenten des Vereins – eine Interpellation zur Frage eingereicht, wie in der Stiftung Komturei Tobel mit Steuermitteln umgegangen werde (2009). Doch sind es noch Steuermittel, da doch die Stiftung rechtlich selbständig ist? Es waren Steuergelder.

Und heute? Besieht man sich den einst so gepflegten Gemüsegarten vor dem Verwahrungstrakt (vgl. Abb. 37), so darf man feststellen, dass er seine pittoreske Phase seit geraumer Zeit hinter sich hat; der Eckpfeiler seiner Umfassungsmauer, vor zwanzig Jahren noch intakt, hat sich in Nichts aufgelöst. An ihm gemessen, würden die Gebäude in wenigen Jahren in sich zusammenstürzen. Das ist das eine.

Das andere ist ein höchst bemerkenswerter Bericht der Stiftung über das Jahr 40 nach Aufhebung der Strafanstalt. Hat man schon einmal einen solch nachdenklichen Jahresbericht vor sich gehabt? – Das Entwicklungstempo werde bewusst tief gehalten; die Finanzen seien knapp, aber stabil. Deshalb könne man sich jetzt mit den jahrelang aufs Eis gelegten wichtigen Fragen befassen: «Wohin soll die Komturei sich entwi-

ckeln, welche Inhalte braucht sie, was ist ihre angemessene Rolle im Umfeld und darüber hinaus?» Man wisse es nicht so recht, hingegen wisse man, «welche Wege wir tunlichst nicht beschreiten sollten». Nachhaltigkeit sei gefragt. «In der bevorstehenden inhaltlichen Ausrichtung ist diese relative Distanz zum eigenen Projekt und zur eigenen Arbeit wichtig. Denn aus den 800 Jahren Geschichte heraus führt die fällige Etappe in eine Zukunft, die weiter reicht als die eigene Lebenszeit.» Man sei kein «nobles Projekt», habe «aber Liegenschaften mit Charakter, eigenem Stil, einer verwertbaren Geschichte».

Letzteres hört man gern. Doch welche Geschichte ist gemeint: diejenige der Komturei oder diejenige der Strafanstalt? Welche ist in Tobel dominanter sichtbar? Welche verwertbarer?

Die Stiftung schwankt. «Rock im Knast» sei zum dritten Mal erfolgreich gewesen; dieser Anlass sei wichtig, «da er die nächste Generation Thurgauerinnen und Thurgauer mit der Komturei verbindet». Mit der Komturei?

Das andere von Erfolg sei das Komtureibier. Es «ist in seinen ganzen Dimensionen noch nicht abschätzbar». Das ist bei Bier nicht selten der Fall. Es verändert die Wahrnehmung. Nach Einschätzung des Stiftungsrats «die öffentliche Wahrnehmung der Komturei». Nicht der Strafanstalt?

Die Stiftung Komturei Tobel sucht ihren Ort noch immer. Geschichte sei für ihre Zukunft wichtig, meint sie. Aber sie kennt sie noch zu wenig. Deshalb hat sie dieses Buch in Auftrag gegeben. Markus Brühlmeiers Teil ist relativ kurz, weil im Jahr 1985 – in dieser Reihe – schon eine tiefeschürfende Geschichte der Komturei aus der Feder von Hans Bühler erschienen ist; doch greift Brühlmeier auch neue Fragestellungen auf. Verena Rothenbühlers Teil ist länger: weil die Zeit der Strafanstalt bislang nicht untersucht worden ist; diesem Manko ist jetzt abgeholfen.

Nun liegt die ganze Geschichte vor uns.

